

# Coeurbube.

(Roman von Elvira Juchacz-Miesowa.)

## (8. Fortsetzung.)

Es war beschlossen worden, daß die Verlobung nur ganz kurz wahren sollte, höchstens sechs Wochen, solange Eva Zeit braucht, um Wäsche und Toiletten anzuschaffen. Das Haus in Romzig ist vollständig fertig möbliert und wartet nur auf seine Herrin, Lieblich, hatte Fred gesagt.

Es hat eine große Kampffrau zwischen Frau von Harres und ihren Kindern gestiftet, ehe sie sich entschließen konnte, auf die Vorhänge ihres zukünftigen Schwiegerheims, ganz zu ihm in sein Haus zu gehen, einzugehen. Ihr Ziel hatte sie erreicht, und sie hatte nichts von ihm annehmen wollen. Aber diesmal hatte Eva kurz und bündig erklärt, daß sie folgen müsse. Da hatte sie sich überreden lassen. Nun, da es geschah, freute sie sich auf das neue, sorglose Leben, und dann — der Herber — nun konnte er ja auch Medizin studieren! Auch das hatte Germer, der diesen glühenden Wunsch seines zukünftigen Schwagers bald herausgefunden hatte, sofort genehmigt. Gleich nach der Hochzeit, die auf Ende Februar festgesetzt war, sollte er seine Mutter und Frau Bernhord, die man nun vollständig als Pflegerin von Frau von Harres engagiert hatte, nach Raueheim bringen und von dort nach Freiburg gehen, um medizinische Vorkurs zu hören. Wenn das junge Paar von der Hochzeitsreise, die es nach Italien machte, heimkehrte, wurde auch Frau von Harres in Romzig erwartet.

Fred Eva flog die Zeit bis zur Hochzeit preischnell dahin. Es war ein Glück, daß eine bekannte Kollegin gleich ihre Stelle in der Schule übernehmen konnte. Sie hatte ja alle Hände voll zu tun, um für ihre eigene kleine Ausstattung zu sorgen und ihr Studium aus dem Mutterhause auch noch dieses und jenes für Herber und die Mutter und deren Reise zu ordnen. Der plötzliche Wechsel ihres Geschäftes und all die Anforderungen, die der Brautstand und die Rücksicht auf die Verwandten ihres Bräutigams an sie stellte, ließ sie kaum zu einem ruhigen Gedanken kommen. Mit doppelter Liebe aber kümmerte sie sich um Mutter und Bruder. Wie war sie weicher, aufmerksamer den Jahren gegenüber gewesen als jetzt.

Der Tag der Hochzeit war bald herangekommen. Draußen lüftete es, als das elegante, mit Seide ausgeschlagene Koppel die eben Getrauten von der Kirche zum Marktplatz hinauf, wo die Hochzeit nur im englischen Familienkreis gefeiert werden sollte, brachte.

Am Morgen war die standesamtliche Trauung gewesen, und dann, etwas später, fand die Einsegnung des jungen Paares in der Kirche statt.

Die ergriffen zog Frau von Harres, die geführt von Frau Mertens und Herber, der heiligen Handlung beigewohnt hatte, die Tochter, die am Arm ihres Vaters in den Sälen getreten war, in die Arme.

Die wallenden weißen Schleier umrahmten Evas bleiches Gesicht, und läßt zitterte der grüne Kranz auf dem dunklen Haar. In schimmernder Weiße umspannte das knirschende Seidenkleid mit der langen wertvollen Schleppe die schlanke Figur.

Sie war schön, wunderbar schön, und Doktor Germer, der mit seiner hohen männlichen Gestalt in seinem schwarzen eleganten Frack ganz bezaubernd aussah, blickte sein braunes Gesicht immer wieder an. Ein Fröhliches glückliches Gesicht schielte ihn her. Nun war sie wirklich sein, sein Weib! So oft aber seine Augen ihre Blinde suchten, senten sich die feinen Wimpern tief auf die weißen Wangen.

In dem beschönigten mit blühenden Blumen und dunklen Oleanderbüschen geschmückten Eßzimmer nahm man ein kleines Frühstück ein. Obwohl die Braut meist still da saß, herrschte eine fröhliche Stimmung an der kleinen Tafelrunde. Herber neigte sich zu Helene und Frau von Harres, die neben Fred Germer saß, hörte mit glücklichen, dankbaren Herzen die warmen Worte, die ihr Schwiegerohn dem letzten bestrahlte an sie richtete.

Zum erstenmal nach dem Tode ihres Vaters hatte sie wieder das Gefühl des Geborgenheits. Es war so wohlthuend, so beruhigend, die Zukunft ihrer Kinder war gesichert!

Auf ein leises geflüstertes Wort Freds hin stand Eva erlösend auf. Es war Zeit, sich zum Gehen und zerküßend ging der Tag, der sie mit ihrem Gatten über Wien, das sie so gern hätte sehen wollen, nach dem Süden bringen sollte.

Helene folgte der Freundin, um ihr beim Umkleiden behilflich zu sein. Weinadorn schenkte sie die Halsketten aus dem Schrank. Während sich Helene umkleidete, stand die schöne

formten Arme aus dem Epithelgekreisel der Wäsche hervor. „Wie schön du bist, Eva!“ sagte bewundernd Helene.

Aber was war das! Bitterlich weinend schlang Eva die Arme um den Hals Helens, und ein leidenschaftliches Schluchzen durchdrachte ihren ganzen Körper.

Verlegen und ratlos stand Helene da.

„Evel, es ist doch nur eine Trennung für ein paar Wochen von deinem Mutter!“ tröstete sie, in dem Glauben, es werde Eva schwer, die kranke Mutter zu verlassen. Ich werde spreche dir, alles zu tun, was ich kann. Xantel wohnt bis zu ihrer Abreise überhaupt mit Herber bei uns. Sie sieht die Räume, wo sie mit dir zusammen gelebt hat, gar nicht mehr. Herber, Fritj und ich werden dann den Umgang. Wenn du heimkommst, findest du alles schon in deiner neuen Heimat!“ Sie streichelte sanft die schluchzende. Dann fragte sie nachhin: „Evel — Fritj hat dich so lieb — nicht wahr — du machst in glücklich!“

Da richtete sich Eva auf und sah mit sternen Augen die Freundin an. „Soweit es in meiner Macht steht, Helene — aber es ist schon spät ...“ Helene blickte die Freundin einen Augenblick erschaut an. Lag nicht etwas wie Ablehnung in dieser Antwort?

Inzwischen die Stunde der Abreise rückte immer näher; es war wirklich keine Zeit, vielleicht eingehenden Sorgen nachzugeben.

Kurz wurde das Brautkleid mit einem einfachen, aber äußerst schicken Reißverschluss verknüpft, und eben legte sich Eva den Hut auf, als es leise an die Tür pochte.

„Bist du fertig, mein Lieblich?“ „Ja — gleich — Fred!“ „So einmal lagen sich die Freundinnen in den Armen, und Eva dankte mit bewegten Worten Helene für all ihre Liebe und Güte.

Draußen auf dem Korridor stand Germer. Er reichte seiner jungen Frau den Arm. „Nun verabschiede dich von Mutter, Schatz! In einem kleinen Weichchen hole ich dich,“ sagte er zu Eva, die schüchtern ihre Fingerspitzen in den Arm ihres Mannes gelegt hatte.

Dieser zog Germer sich zurück, als sie vor Helens Boudoir angekommen waren, wo Frau von Harres ihre Tochter erwartete.

Eva stand der Mutter gegenüber, just in demselben Raum, wo sie Fred Germer kennen gelernt hatte. Auch Frau von Harres war tief bewegt. Es waren heisse Herzenswünsche, die sie der scheidenden Tochter mit auf den Weg gab. Aber schließlich war es Frau von Harres selbst, die mit einem Blick auf das ihr Brautgenannte Haupt Evas zum Aufbruch mahnte und Fred, der nach einem leisen Klopfen in das Zimmer trat, seine junge Frau zuführte. Segnend zog ihr Scheidevorhang. „Euren Ausgang segne Gott!“ dem jungen Paare nach.

Frau Helene blieb bei der summen in ihr Taschentuch hineinweinen den Frau von Harres, während Fritj Mertens und Herber den Scheidenden das Geleit bis zum Wagen gaben.

Germer half seiner jungen Frau einzsteigen und schwang sich selbst in den Wagen, der unter lautem Hurra der Zurückbleibenden davonrollte.

In wenigen Minuten schon hielt der Wagen vor dem Portal des Zentralbahnhofs.

Als der Wiener Schnellzug nach westlichen Minuten einführte, rief der Schaffner dem ein Koppel erster Klasse auf.

Während Germer die Biletts nachschickte, sah Eva, die inzwischen, von ihrem Mann geführt, eingestiegen war, in den Waggons zurückgelehnt und drückte ihr heißes Gesicht in die Blumen, die ihr der Bruder noch in den Wagen gelegt hatte. Dann stieg Fred ein. Die Tür fiel ins Schließ, und Eva war mit ihrem Gatten allein. Ihr heimlicher Wunsch, daß noch jemand einsteigen möchte, ward ihr nicht erfüllt. Schräll tönte der Pfiff der Lokomotive, dann schielte sich langsam die Wägel in Bewegung. Wie ein grauer Schatten einschob das Bahnhofsgebäude, laufend stiegen die Hüter und die Streifen der Stadt, die bisher Evas Heimat gewesen war, an ihren Blicken vorbei.

„Eva!“ Fred sah neben ihr und legte sanft seinen Arm um sie. „Stieh mich nur ein einziges Mal an, mein Lieblich! Komm, lege dein Köpfchen an meine Brust!“ Mit bebenden Fingern zog er die Hutnadel aus ihrem filzigen Hut und drückte den seinen dunklen Kopf an seine Brust.

Eva fühlte das rasche Klopfen seines Herzens, das leise Zittern seiner Hand, die über ihr Haar glitt. Der warme Hauch seines Atems strich über ihre Stirn, und ihre Verzerrung und Angst wuchsen.

„Eva, ich kann dich nicht verlieren!“ bat er, in der Meinung, das

Bittern ihres Körper rührte von unterdrückten Schluchzen her. „Da hab' sie den Kopf und blickte ihn an.“

„Ich weine auch nicht, Fred!“ sagte sie, sich zusammennehmend, und versuchte, sich sanft aus seinen Armen zu lösen.

Aber Fred hielt sie fest und drückte sie an sich, und heiß klang seine Stimme an ihr Ohr: „Nun bist du mein, mein ganz allein, du mein Glück, meine Königin, mein angebetetes Weib.“

Siebentes Kapitel. Romzig trug das gleiche Gepräge wie fast alle oberösterreichischen Städte. In dem großen Häusergeviert des Ringes, wo hierzulande der Marktplatz heißt, stand das alte Rathaus, niedrig, nur wenige Stock hoch waren die Häuser, die es umgaben; meist nüchternen Gebäude mit Läden, Geschäften oder Bureaus darin. Doch die Vielstöckigkeit und Menge dieser Gebäude betrieht einen reichen Umfang und Verker. Das das polnische Element hier stark vertreten war, bewies die Ladenschilder mit dem schöner jugendbrecherischen Namen. Einzelne Häuser, die sich ausnahmen wie weiße Sperlinge unter grauen, hoben ihre Dächer höher als die anderen. Ihre modernen Fassaden und ein gewisser Komfort ließen erkennen, daß sie, im Gegensatz zu den kleineren, älteren Häusern, vor nicht zu langer Zeit erbaut waren. Die Straßen der inneren Stadt waren eng und windelig, aber äußerst belebt. Mitten durch Romzig zog sich wie ein grüner Gürtel der Stolz der Stadt, die Promenade, mit ihren alten Kastanienbäumen und ihren hübschen, gepflegten Anlagen. Hinter den Bäumen dieser Promenade ragten einträchtig die Kuppeln der Synagoge und die Türme der katholischen Kirche in die Luft. Weiter draußen, inmitten der neuen Häuser der Vorstädte, stand das protestantische Gotteshaus. Hier waren die Straßen durchgängig breit und schön, begrenzt von geschmackvollen und hübschen Häusern in kleinen grünen Vorgärten. Was der Westen für Berlin, das waren diese Straßen für Romzig. Hier stand die schloßartige Villa des Landrats, hier wohnten die, die Ansporn machten, zur ersten Gesellschaft von Romzig zu gehören, vor allem die Offiziere mit ihren Familien. Eine Schwadron Husaren und ein Regiment Infanterie lag im Städtchen, das stolz war auf seine Uniformen, die den Brennpunkt des Interesses für die Damenwelt bildeten. Am Ende der Vorstadt lagen die beiden Kasernen mit dem großen sandigen Erzerplatz dahinter.

Die Offiziere beider Regimenter verkehrten äußerst freundschaftlich miteinander, und von jenem „Sich-ausdemweggehen“ von Infanterie und Kavallerie, das man in anderen Städten so häufig findet, merkte man hier nichts.

Das kleine Zimmer neben dem Verkaufsaum der Schulgeschäfts-Kontorei am Ring war von den Offizieren der beiden Regimenter zum nachmittäglichen Kaffeepfropf ernannt worden. Von der „Barie“ aus, so hatte man die zwei Fenster der Kontorei mit den kleinen schwarzen Marmortischchen davor genannt, hatte man einen freien Blick über den Ring und vor allem auf die Hauptseite des Platzes, die nach der Bahnhofsstraße führte. Hier konzentrierte sich das Hauptleben der Stadt. Die jungen Herren der Gesellschaft flanierten dort mit Vorliebe auf und ab, um die angeleglich Besorgungen machenden jungen Damen „zufällig“ zu treffen, und manches Kapitel eines Romans wurde hier angeknüpft oder weitergesponnen. (Fortsetzung folgt.)

Madeline, die Deutsche. Kriegsnovelle von Georg Müller-Heim.

Nach dem französischen Dorfe war soeben die Kunde von der Mobilmachung gebrungen. In der Stellschmiede bei Meister Frabier sprach man den ganzen Tag nicht weiter als vom Krieg mit dem verhassten Deutschland. Die Kadetten waren gekommen, um Abschied vom Meister zu nehmen; denn er mußte am nächsten Tage beim Regiment einsteigen. „Jetzt holen wir uns Leihdingen zurück und in zwei Wochen sind wir am Rhein!“ rief der Meister und legte seiner Frau die Hand auf die Schulter. „Und du, Marie, gehst zu den Eltern nach Hause.“

„Und die Madeline soll ich mitnehmen?“ „Lafst nur das Madel hier!“ mißte sich einer der Kadetten ins Gespräch. „Die nimmt der Bürgermeister; der hat Arbeit genug auf dem Felde.“

„Ich will aber nicht hierbleiben, ich will nicht zum Bürgermeister. Nach Sauburg müß ich!“ Von der Ede der Weltlichkeit her, wo das blonde zwillingsfarbige Madel die Späne zusammengekehrt hatte, war die Stimme erklungen.

„Woh, wenn du gestohrt wirst!“ rief ihr die Meisterfrau barsch zu. „Das beste wäre schon, wenn wir sie wieder vom Halbe hätten. Sie hält's ohnehin mit denen über der Grenze.“ Ein trostloser Zug kam in das Madelgesicht, das die deutsche

Kammung nicht verleugnete. In den blauen Augen blickte es; ach, wenn sie doch weit weg wäre von dem Gefindel. Sie daß alle. Vom ersten Tage an, wo sie — fünf Jahre waren es her — nach hierher gebracht worden war, weil sie Vater und Mutter verlor hatte. Der Vater, der von Sauburg, ihrem Wohnort, einen Frachthahn ins französische gesteuert hatte, war mit der Mutter vor ihren Augen ertrunken, als der Kahn, plötzlich led geworden, sank. Sie hatte die Mannschaft des Schleppe dampfers gerettet. Und dann war sie zu einigen Verwandten ihres Vaters, zu seiner Stiefschwester, der Frau des Stellmachers Frabier gekommen. Aus Magdalens, ihrem Taufnamen, hatte man hier Madeline gemacht. Sie wollte aber nicht so gerufen werden; sie mochte das französische nicht, wenn sie es auch geläufig sprach. In ihrem Herzen war sie deutsch, wie Vater und Mutter. Schon einmal, vor zwei Jahren, als das ganze Dorf nach Lunewille gelassen war, um den dort gelandeten Zeppelin zu sehen, war sie hinüber nach Lothringen geflohen; aber da hatte man sie zurückgeholt.

Zwei Wochen waren vergangen. Aus dem Marsch an den Rhein, wie ihn sich der Meister Frabier gebildet hatte, war nichts geworden. Im Gegenteil: die französischen Kolonnen stützten wenige Tage nach ihrem Vormarsch wieder rückwärts durch den Ort Knapp hinter der deutschen Grenze war es zu einem festigen Zusammenstoß mit deutschen Truppen gekommen, die nun die Verlobung ausgenommen hatten. Magdalens, die tatsächlich in des Bürgermeisters Dienst hatte treten müssen, da jede Flucht durch die Postenlinie hindurch über die Grenze unmöglich gewesen war, lauflachte mit gespanntester Aufmerksamkeit den kurzen Berichten der zurücklaufenden Franzosen. Das ganze Dorf war in Aufregung. Madeline war, nachdem sie mit angelegten hatte, wie einzelne Dorfbewohner von Bürgermeister mit Hülften ausgerüstet worden waren, in die Felder der gelassen der Grenze zu.

Nicht lange — da tauchten vier Reiter vor ihr auf, jenseits einer kleinen Zaunmulde. Sie sah, wie drei von ihnen die Karabiner in Anschlag brachten, während der vierte einen Feldstecher an die Augen hob. Ihr Herz schlug rasch. Das waren deutsche Soldaten.

„Halt! Arme hoch!“ scholl ein Ruf auf französisch zu ihr herüber. Sie gehorchte und gab zur Antwort: „Ich bin ein deutsches Mädchen aus Sauburg und will wieder über die Grenze!“

Das war ja Deutsch! Die vier blickten sich verwundert an. Dann meinte einer: „Wenn das bloß keine List der Franzosen wäre!“ Das Gewehr immer noch anschlagbereit, galoppierten sie heran. Wenige Minuten später war der Führer, ein Oberleutnant, über alles unterrichtet. Auf seine Frage, ob er sie den Vorposten übergeben sollte, gab sie zur Antwort:

„Ich möchte Ihnen helfen. Mich erwartet niemand drüben. Ich kenn' die ganze Gegend und ich weiß, daß die Leute im Walde verwundet sind!“

Da schickte der Oberleutnant zwei seiner Leute mit Meldung zurück, teilte mit Madeline Fröhlich und Koffer, ließ den Unteroffizier das Mädchen zu sich in den Sattel heben und trakte zu den Vorposten. Am Nachmittag rüdten die Schwadronen in Arcourt ein, nachdem sie im Walde fühllich des Ortes an die zwanzig Dorfbewohner mit Gewehren aufgetrieben hatten. Trotz aller Vorhats lagen zwei der wackeren Reiter blutend im Felde, von heimtückischer Kugel getroffen. Jetzt fand der Bürgermeister auf der Dorfstraße vorm Oberst des Regiments.

„Ich kann es nicht sagen!“ „Aber ich kann es sagen!“ rief da eine Mädchenstimme. „Ihr selbst habt ihnen die Waffen gegeben heute früh!“

Da sagte der Bürgermeister nach seiner Tasse, rief einen Revolver und schob, gerade noch, bevor der Sattel des Oberleutnants auf seinen Schädeld niederfaulle, das Mädchen in die Brust.

Am Abend desselben Tages standen deutsche Reiter vorhäufig um ein offenes Grab auf dem Friedhof. Da hatten sie die kleine Heldin versenkt. Und sie gelobten im Stillen, die beiden Wägen, die das Mädchen noch gesprochen hatte, zu erfüllen: Madeline soll auf ihrem Grabkreuz stehen und deutsch soll die Erde werden, wo sie ruht!

Der Marzelle. Rhoneral geht nahezu eine deutsche Meile als Tunnel unter dem Bergzug La Gerche durch.

Knabada's Einfuhr im Fiskaltjahr 1914 belief sich auf \$575,963.319, gegenüber einer Einfuhr von \$489.429.185.

Der sog. „ewige Schnee“ der Alpen übersteigt an 70 verschiedne Arten von Algen und Pilzen

## Das Kriegskind.

Von Theodor Reiz.

Unser Bekanntheit hatert seit einem kurzen Gespräch, das auf einer Bank im Tiergarten geführt wurde. Es war recht belanglos, dieses Gespräch, und nur vereinzelte Bemerkungen eigenartiger Färbung, die Dr. Oswald Müller hinarf, zeigten mir, daß mein neuer Bekannter teilswegs zu den Alltagsnaturen gehörte. Dieses Zeichens Ethnologe, hatte er sich so sehr in die Sitten und Lebensformen primitiver Völker versetzt, daß ihm die religiösen Zeremonien der Krantastämme Australiens mehr interessierten als die Reichstagsdebatten. Die Eigenschaften, die ihm in besonders auffälligen Maße zur Verfügung stand, war eine gewisse Virtuosität des Schimpfens. Er schimpfte leichtfertig über alles, was ihm in den Weg kam: über seine Bekannten; über den schlechten Verker der Stiefenbahnen, die Untergrundbahn, das Wetter, seine Witrin usw. Er war etwa 40 Jahre, hatte schöne, braune Augen, deren gütiger Blick selbst mit den schärsten, vergrämten Jagen und den zehnten Falten um die Mundwinkel kontrastierte. Tag für Tag sahen wir uns im Tiergarten und spezialisierte eine Vormittagsstunde lang, plaudernd und rauchend, durch die Alleen. Als ich einmal zufällig fragte, warum er nicht gebräutet habe, machte er eine resignierte Handbewegung und sagte: „War eine dumme Geschichte damals ... und nun ist's wohl zu spät.“ Aufreißig gelag, ich verspreche auch keine Lust mehr. Ich bleibe schon ein alter „verblissener“ Junggeselle, wie meine Witrin mich lebenswürdig nennt.

In diesem Augenblick liefen Kinder lachend und schreiend an uns vorbei. Müller blieb stehen und schimpfte über den Staud, den sie aufwühlten:

„Ich fragte Sie, wozu haben diese Kranten Spielplätze? Dort sollen sie in drei Zeusknamen soviel laufen und herumflitzen als sie wollen. Hier will man Ruhe haben ...“

„Ich hätte meine beste Freude gehabt, als ich dem lustigen Spiel der Kinder zusah und dachte im Stillen, ob dir die mit seiner Selbstcharakteristik recht haben.“

Wir sahen uns erst wieder, als die Kriegsstreifen begonnen hatten. Ich fand meinen Freund verändert, lebhafter, ja, man kann sagen begeistert. Unser Gespräch drehte sich natürlich um den Krieg; ich staunte, wie orientiert er über alles war und welches Interesse er, den noch vor einer Woche der Krantastamm intensio beschäftigte, dem eigenen Volke entgegenbrachte. Nun schimpfte er natürlich über die Belgier, Franzosen und Russen. Wir sprachen auch über die schönen Einrichtungen und Sammlungen, welche die Sorgen vieler Familien zu lindern hatten, deren Oberhaupt in den Krieg gezogen war.

„Eigentlich“, sagte Herr Müller nachdenklich, „sollte man da auch irgendetwas helfen.“

„Ich sah ihn von der Seite zerküßelt an, denn ich hielt ihn für einen verfluchten Egoisten.“

Zwei Tage darauf kam er wieder in unsere Allee, doch zu meinem Staunen nicht allein: an seiner Hand hielt er einen kleinen, hübschen Jungen, der etwa sechs Jahre alt war und unaußersächlich sprach.

„Nanu, lieber Doktor!“ rief ich ihm entgegen, „woher haben Sie denn auch einmal ein Schändchen!“

Er erzählte mir, daß der Mann seiner Nachbarin aus der Front in Frankreich habe, die Familie sei sehr arm, die Frau selbst sei seit ein paar Tagen als Haushilfe in Stellung, und er habe sich entschlossen, das Bibchen während der Kriegszeit zu sich zu nehmen. Schon wollte ich fragen, wie hübsch ist das von ihm, der ein ungezügelter Kinderfreund schien, da fing er schon wieder zu schimpfen an:

„Ein solcher Teufelsjunge! Glauben Sie, daß ich eine Stunde arbeiten kann? Er tollt den ganzen Tag herum, als wäre er besessen. Am besten ist es mir, wenn ich ihn in die Schule geführt habe. Denken Sie, was der Kerl gestern aufgeführt hat. Er liegt auf 'nen Stuhl und fällt über den Schreibtisch, natürlich ausgerechnet auf die Linde.“

Müller machte grimme Augen, und der Kleine, der zugehört hatte, ein ganz betrübtes Gesicht. Ich bin gewohnt, auf kleine Anzeichen zu achten, und so bemerkte ich erstaunt, während Müller seine Stropspredigt fortsetzte, wie seine Hand zu gleicher Zeit freischwebend, scheinbar mechanisch über den Kopf des kleinen Frisch. Wo, dachte ich, du bist den Kleinen lieber als du zugehen willst? Der kleine Max blickte stumm und sagte: „Sieh mal, Dntel, dort die Kinder auf dem Spielplatz. Darf ich hinlaufen?“

Der Adoptivvater sah zitternd hinüber und sagte:

„Hält mir nicht ein, dort Staub und allerlei Batterien zu schluden, mein Lieber! Wenn Dir das Spaß macht, dann geh. Wir gehen einweilen hier auf und ab.“

Der Junge lief hinüber und wir verfolgten uns in die strategischen Ge-

heimnisse des deutschen Kufmarsches. Während ich gerade meine Ansicht äußerte, bemerkte ich, daß Müller mir gar nicht aufmerksam zuhörte und beständig unruhig zum Spielplatz hinüber sah.

„Wir müssen doch mal nachsehen“, unterbrach er mich gerade an der interessanteren Stelle, „was der kleine Bengel macht. Die Verantwortung, die ich mir da aufgeladen habe, ist groß genug.“

Räsonierend zog er mich zum Spielplatz und kummerte sich nun mehr um Staud noch um Batterien. Zwei Stunden lang sahen wir dort und sahen dem Spiel der Kinder zu, die er mit allerhand ingrimmigen und entrüsteten Worten begleitete.

Und so ging es nun Tag für Tag. Der kleine Max gedieh vorzüglich in der Pflege seines Adoptivvaters und beamtete alles Schimpfen nur mit sehr schlaun Mienen. Wenn Müller zu sehr tobte, kletterte das Jungchen auf seinen Schoß und gab ihm einen beruhigenden Kuß. Der „Dntel“ schimpfte nun natürlich erst recht, aber seine abbrechenden Hände waren von der Zärtlichkeit und Barmherzigkeit eines richtigen Vaters. Es gingen mir auch nicht, daß er Max einen neuen Knug anfertigen ließ.

Täglich sahen wir nun dem Spiel der Kinder zu, und ich fand viel Vergnügen in diesen Beobachtungen. Auch Herr Müller konnte mir nur schlecht verhehlen, daß ihm das Zusehen und Zuhören Freude machte. Es war auch ganz reizend, wenn diese kleinen Jungen Krieg spielten, wie sie mit Kisten als Säbeln umherlopferten. Der kleine Max hatte eine besondere ehrenvolle Aufgabe: er repräsentierte den Kaiser, der zu den Truppen fährt. Zu gleicher Zeit war er aber auch der Zug, der den Kaiser führte, und es war höchst positiv, wie er einmal stolze Befehle an seine „Offiziere“ erteilte und einige Sekunden darauf „weiterfuhr“, indem er das „Huuh!“ der Lokomotive nachahmte. Müller hatte das Schimpfen auf ein Mindestmaß reduziert und fing damit höchstens an, wenn Max sich mitten in eine Wüste stürzte, um einen schwierigen Flußübergang unserer tapferen Truppen darzustellen.

Einmal aber hörte ich Müller wiederlich schimpfen. Es war, als die Spielkameraden des kleinen Max die Rollen tauschen wollten. Während er sich verweirte gesträubt, die Rolle der „schlimmen“ Kuffen zu übernehmen und seine Kollegen hätten ihn tüchtig durchgeprügelt. Weirrend kam er zu dem Dntel gelassen, Müller, den ich als ruhigen Menschen kannte, sprang auf und seinen Staud schwingend, rief er den launelaulenden Kindern: „Drohungen zu und schimpfte weiter und konnte sich gar nicht beruhigen.“

Am nächsten Tage kam Max mit einem funtelnagelneuen Wachseim und einem glühenden Ring aus demselben Stoffe, ein Säbel hing an seiner Seite. Müller sagte mir, er könne doch dem Jungen die kleine Freude nicht verlogern, zumal bei seinem Adoptivvater bekommen würde. ... Dann begann er über seine eigene Unvernunft zu schimpfen, da er sich „mit dem nichtsnutzigen Kerl“ so viel Unbequemlichkeiten an den Hals geladen hatte. Märchen lasse seinem „Dntel“ in völlig respektvoller Weise ins Gesicht. Dann lief er mit gezeigtem Säbel zu dem Spielplatz, die ihn wieder gütlich empfing. Das weitere Kriegsspiel verfolgte Müller mit großer Aufmerksamkeit und ließ, wenn Max sich durch Geschicklichkeit und Schlauchheit hervorbrat, ein Grinsen hören, das seine Zufriedenheit zeigte.

„Glauben Sie vielleicht wirklich“, sagte er, indem er mich misstrauisch ansah, „daß ich an solchem Zeug Vergnügen habe? Es ist rein wissenschaftliches Interesse. Sie wissen, daß nach dem biogenetischen Grundgesetz Haedels das Leben der Völker sich in der Entwicklung des Individuums wieder spiegelt. ... Ich habe jetzt erst tiefer erfassen gelernt, wie groß die Wichtigkeit im Seelenleben eines kleinen Europäerjüngens und in dem etwa eines Kolonialnegers ist. ... Natürlich will ich nicht ableugnen, daß ich den kleinen Kerl ganz gern habe.“

„Ich dachte daran, wieviel Gutes doch auch der Krieg und die allgemeine Not in den Menschen auf die Oberfläche brachte, und indem ich zuhause, wie Müller seinem erchipten Adoptivsohn zärtlich die Stirne abwischte, summte ich eine Melodie vor mich hin: „O müßt ich doch den Weg zurück, den lieben Weg ins Kinderland.“

Müller fuhr mich an: „Sentimentaler Quatsch! Als könnte man als Erwachsener so ohne weiteres den Weg zurückgehen. ... Vielleicht gibt's überhaupt nur eines, um so etwas Ähnliches zu erreichen: selber Kinder zu haben!“

Während er Märchen bei der linken Hand sagte, und mir die andere reichte, sagte er, etwas leiser und ein wenig verlegen:

„Ja ... und noch etwas wollte ich Ihnen sagen: Ich würde jetzt, so alt ich bin, doch noch heiraten. ... eiegen, um so einen Bengel zu kriegen.“

Krieg und Knöpfe. Eine sehr große amerikanische Industrie wächst noch.

So ein Knopf für alltäglichen Gebrauch ist bisher gewiß nicht zu den vornehmsten und teuren Dingen gerechnet worden; und wie wenig er galt, das brühte sich schon in der allerbesten Bekanntheit aus: „um einen Menschen seinen Knopf geben.“

Aber es hat den Anschein, daß die Knöpfe unter den neuerlichen Verhältnissen bedeutend an Ansehen und Wert steigen werden. Der europäische Krieg und die Göttin Mode haben bereit ein solches Ergebnis herbeizuführen. Die neuen Mode - Stille, besonders in Kleibern für Knöpfenher, werden hart von Kriege beeinflusst, und Knöpfe son Schnüre für militärische Effekte sie, n jetzt als Garnituren in größerer Nachfrage als je zuvor.

Zugleich aber ist der Krieg dafür verantwortlich, daß in Amerika die Vorräte an Knöpfen vieler Arten so wie an zugehörigen dekorativen Schürzen sehr knapp werden. Die Ver. Staaten sind ein bedeutendes Land für die Fabrikation vieler Sorten Knöpfe; dennoch haben sie für mehr als 2 Millionen Dollars im Jahr 1913 eingeführt, und bei den niedrigen Preisen bedeutete das schon eine sehr große Menge. Auch wurden die militärischen Schürzen zum allergrößten Teil importiert; doch wird versichert, daß fast alle betreffenden Muster, welche überhaupt in aligemem Gebrauche sind, sich ebenso gut in amerikanischen Fabriken herstellen lassen, — wenn auch nicht etwa so billig. Manche der größeren betreffenden einheimischen Fabriken haben schon bedeutend mehr Arbeitskräfte eingestellt, um dem erwarteten großen Steigen der Nachfrage genügen zu können. Dasselbe gilt erst recht von Knopf-Fabriken. Die meisten Sorten Knöpfe, die bisher aus der alten Welt — größtenteils aus Deutschland — bezogen wurden, lassen sich in Amerika erzeugen, wenn man ernstlich will; und da Geld doch hinter steckt, so ist an diesem Willen nicht zu zweifeln. Im allgemeinen aber sind vornehmere Arten europäischer Knöpfe hier leichter nachzubilden, als ganz ordinäre.

Aber die Händler hier werden die Preise auf die billigsten Knöpfe wohl merklich erhöhen müssen, wenn die noch vorhandenen Vorräte erschöpft sind; denn schon wegen der höheren Arbeitskosten lassen sich die Knöpfe hier nicht so billig herstellen, wie sie unter normalen Verhältnissen aus der alten Welt eingeführt werden können. Wäre es anders, so wäre die amerikanische Knopf-Industrie schon längst in alle betreffenden Gebiete gedrungen.

Seht achtungsbetiebt ist die amerikanische Knopf-Fabrikation ohnehin. Sie erreichte in den letzten Jahren durchschnittlich einen Geldwert von 15 Millionen Dollars und beschäftigt etwa eine Viertelmillion Personen. Manche der ungefähre 500 amerikanischen Fabrikanlagen, welche ihr dienen, sind mit Millionen von Dollars kapitalisiert, und über alle Hauptgebieten des Landes sind diese Fabriken verbreitet; der mittlere Westen aber, besonders am Mississippi und seinen Nebenflüssen, zeichnet sich vor allem durch die Fabrikation von Knöpfen aus. Auf diesen Knöpfen wird eine große Steigerung der einheimischen Produktion erwartet.

Dieser Zweig der Knopf-Industrie ist verhältnismäßig noch recht jung. Erst im Jahre 1890 verließ der Deutsche John W o p p l e, welchem seine heilige Heimatstadt Fairport, Pa., eine ehrende Obentafel errichtet hat, auf den Gedanken, die Schalen gewisser Gattungen Süßwasser - Muscheln zur Herstellung von Werkstoffen in großem Maßstabe zu benutzen, und erfand eine einfache Maschine, welche es jedermann möglich machte, Knöpfe zu fabrizieren. Die Leute in seiner Nachbarstadt wurden ganz „Knöpfen-toll“, und viele Farmer betrieben die Fabrikation in Schalen oder Schuppen. Schließlich fiel dieses Geschäft einer Anzahl besser ausgestatteter Fabriken zu; aber mit dem Einströmen von Muscheln für dieselben sind noch heute, oder vielmehr heute erst recht, an die 5000 Pfiffer Tonnen sammeln und nebende auch gar manche wirkliche Perlen fanden.

Neuerdings trägt auch Dntel Sam zu weiteren Aufschwung dieser Industrie bei, durch die Anlegung der Fabrikation aus Fairport für das Ziehen und weitere Verarbeiten solcher Muscheln.

— Umgefallt. Der Chemiker Plotto ist also jetzt Heiratvermittler?

Ja; von den Chemikalen ist er zu den Chemikalen übergegangen!

— Zweiseitig. „Offen gesagt, Herr Oberförster, ich halte die meisten Ihrer Erzählungen für erlogen.“

Bücher (wütend): „Sie, wenn Sie das noch einmal sagen, dann werde ich Ihnen mal die Wahrheit sagen!“